

Die Stunde des Herrn Archibald Mertel.

Eine Novelle von Paul Hermann Hartwig.

Die Schreibstube der Abteilung für laufende städtische Angelegenheiten war kalt und häßlich, dabei von jener Raumerwärmung nach der Höhe zu, die für Büreauräume meist charakteristisch ist und die belebende Nüchternheit noch deutlicher hervortreten läßt. Nur auf dem Fensterbrett neben dem Pult des jüngsten Schreibers stand ein kleiner Blumentopf, in dem ein paar eingekleitete Bohnen schüchtern Versuche machten, Ranken um die schmalen Stäbe zu schlingen. Der kleine Schreiber hatte goldfarbnes Haar und war wenig tauglich für den künftigen Beruf eines Stadtschreibers, zu dem ihn sein Vornam bestimmt hatte. Aber es kommt hier nicht so sehr auf den lernenden Jüngling William Vamberger an, als auf den Schreibstubevorbereiter Herrn Archibald Mertel.

Von den Pulten der sieben Schreiber flogen über den weißen Polstrogen hinweg ab und zu Blide zu dem Herrn Vorkand, dessen unzugängliche, herbe Persönlichkeit und knapper, kurz angebundenes Wesen genügt hatten, die Schreibstube der Abteilung für laufende städtische Angelegenheiten zum Muster aller Schreibstuben im Rathaus zu machen. Er selber war im Dienst fort und peinlich bis zum letzten und verlangte gleiche Verursachung von seinen Untergebenen. Individualitäten und Ausnahmefälle kannte er nicht — gestern, heute und morgen saßen einander ähnlich, und so war es gut. Selbst heute, am letzten Tage, schien nichts das Gleichmaß seiner Natur erschüttert zu haben. Sein hageres, bartloses Gesicht, in dem ein paar merkwürdige graue, braun gepunktete Augen saßen, war wohl einen Schein grünlicher als früher — eine letzte Folge der Selbstsucht, die ihn jäh gefallen hatte, als ihm der Rat ohne sein Ansuchen die Mittelung seiner bevorstehenden Pensionierung machte. Anfangs hatte er es gar nicht glauben wollen, als er aber dann im Amtsblatt am Morgen lesen mußte: Der Bureauvorkand Archibald Mertel tritt nach fünfundsiebzigjähriger Tätigkeit bei Ablauf des Quartals in den wohlverdienten Ruhestand, da trat ihm vor Genuß seiner Frühstücksfemmel ein wenig seiner Galle ins Blut. Aber Herr Archibald Mertel war es gewohnt, sich zu beherrschen, und kein Schreiber merkte ihm in diesen Tagen die geringste Veränderung an.

Heute war der letzte Tag. Mit dem Glockenschlage zwölf würde er die Feder aus der Hand legen, und der andere würde sie an seiner Statt nehmen, der andere, der schon lange auf seinen Posten lauert. Er war zu dem Zeitpunkt gekommen, als er sich zu dem Schreibtisch hinsetzte, als eben jetzt, das schwere Nervenfieber, die einzige Krankheit seines Lebens, hatte durchaus keine Spuren hinterlassen. Aber er mußte weichen, der Kesse der Cousine des Bürgermeisters, ein ganz unfähiger Mensch, sollte aufrücken.

Jetzt fiel die Frühsummerjonne mit einem schrägen, schmalen Streifen, wie ihn die Dacharchitektur der gegenüberliegenden vierstöckigen Häuser zuließ, in die Schreibstube. Herr Mertel konnte das bishigen Sonne nicht vertragen, mit einem scharfen, härteren Rud zog er die grünen Drellvorhänge vor seinem Fenster zu. Drei junge Schreiber, die sich gerade in einer leise geführten, angeregten Unterhaltung befanden, zuckten zusammen, und nun traf sie auch noch der scharfe Wind des Vorkandes. Eifrig beugten sie ihre Köpfe über die weißen Kanzleiblätter, und die Feder flogen, sie hatten einen Heidenrespekt vor dem Alten, selbst jetzt noch, wo er doch so gut wie erblindet war.

Nun hatte der Vorkand den letzten Federstrich getan. Die alte Rathausuhr am Turm holte zum Schlag aus — zwölf.

Die sieben Schreiber saßen noch ungeduldig an ihren Pulten, sie durften nicht früher aufstehen, bis der Herr Vorkand fertig war. Nun trat er herein, gemessen, korrekt wie immer, und in seiner Stimme tönte keine Bewegung mit.

„Meine Herren, wie Sie wissen, scheide ich mit heute aus dem Amt. Leben Sie alle wohl.“

Nach diesen lakonischen Abschiedsworten ging er von Pult zu Pult und gab jedem die Hand. Es war eine harte, heiße und trockene Hand, in deren Druck seiner Empfindungen vielschichtig niedergebaltene Erregungen verspürt hätten. Bei dem jüngsten Schreiber William Vamberger bedachte er, als wolle er ihm noch ein besonderes Wort sagen. Er hatte ihn vor einigen Wochen erwischt, wie er auf einem frischen Bogen städtischen Kanzleipapiers um ein niedergebaltenes Gedicht einen Kranz von Frauensköpfen mit klatternden Haaren und Rosen und Bergkristallen zeichnete. Er hatte ihn zu ersten

Wallung hart beim Ohr genommen und mit Tadel nicht gespart. Dem Jüngling war die Rote der Scham brennend ins Gesicht gestiegen, aber Worte der Verteidigung hatte er nicht gefunden. Herr Mertel konnte seiner ganzen Anlage nach wenig günstig über einen Schreiber denken, der städtisches Eigentum zu Alotria benutzte, aber er unterdrückte doch die Wallung, ihm beim Abschied ein kurzes freundliches Wort zu sagen. Es wäre eine Auszeichnung gewesen, die der Jüngling wahrlich nicht verdient hatte.

Langsam schritt Herr Mertel die steinernen Stufen hinauf, über die ihn mit Ausnahme kurzer Urlaubs- und Festzeiten sein Fuß lange, lange Jahre hindurch tagaus tagein geführt hatte. Mechanisch erwiderte er den Gruß des diensttuenden Schutzmannes. Er wußte, daß er von allen Untergebenen geachtet wurde — heute zum letzten Mal. Wenn er jetzt auf die Straße trat, war alles zu Ende, was ihm Lebensinhalt bedeutet hatte. Und nichts wurde auch nur für eine Sekunde unterbrochen; das Mädchen, das aus dem großen Betriebe fiel, war sofort ersetzt, die geheimen laufenden Angelegenheiten gingen ohne ihn ruhig ihren Gang.

Was war seine fünfundsiebzigjährige Arbeitszeit — ein Nichts. Mit dem Tode war es ja auch zu Ende, aber er lebte und atmete noch und fühlte sich genau so frisch wie an jedem Tage.

Die schwere Metalltür fiel hallend ins Schloß, so nun war es vorbei. Den dumpfen Schmerz, den er in diesem Augenblick fühlte, konnte er mit aller Selbstbeherrschung nicht unterdrücken. Der Weg zu dem einsachen Speisehaufe, in dem er seit mehr als drei Jahrzehnten nach dem Tode seiner Mutter sein einfaches Mittagsmahl einnahm, war in Sonne gebadet, die Ueberfülle von Licht und Wärme empfand er als belästigend, und die Menschen erschienen ihm alle so zwecklos vergnügt. Er begriff überhaupt den Frohsinn und das Lachen nicht, das Leben war doch wahrhaftig ernst genug.

Das Mahl, das ihm eine alte, schweigsame Kellnerin reichte, mundete ihm nicht wie sonst. Wie es wohl die anderen in den Ruhestand Versetzten trieben? Er wußte ja, daß es Kollegen gab, die das Ausruhen für den einzig erzielbaren Zustand hielten, aber die hatten Familie, Weib, Kinder und Enkel oder allerlei Liebhaberinnen. Was hatte er? Weshalb sollte er sich von einer bestimmten Tätigkeit ausruhen, die sein Lebenszweck geworden war? Wem zuliebe sollte er die langen Stunden des Tages hier verbringen, er hatte ja niemand, dem er sich irgendwie anvertrauen konnte, nicht Mensch noch Tier. Es war schrecklich zu denken. Hastig sprang er auf, zahlte schnell und ging. Die brave Kathinka, der dieses Abweichen von pünktlichem Gehalten Gewohnheiten ganz seltsam vorkam, schaute ihm höchst verwundert nach.

Herr Archibald Mertel bog von der lärmenden Verkehrsstraße in das Gewirr schmaler, dunkler, schattensüßler Gassen ein, durch die er auf Umwegen in seine Wohnung gelangen konnte. Die Stille, die Dämmernung taten ihm für den Augenblick wohl. Aber die einmal aufgeschriebenen Gedanken ließen sich durchaus nicht verjagen. Er war ein erlebter Mann, es konnte nicht anders sein, er wäre gestorben und läge im Grabe. Wenn er sich an eine Hoffnung, einen Gedanken anklammern könnte, oder an eine Vergangenheit, eine Erinnerung! Aber nichts, gar nichts tauchte auf, ein glattes, geordnetes, in sicherer Alltagsbahn geführtes Leben lag hinter ihm. Die wichtigsten Augenblicke, den Tod der Eltern, die auf Veranlassung seiner Braut gelöste Verlobung, hatte er als unabwendbare Schidunaen hingenommen, der schnurgerade Lauf seiner eigenen Linie war dadurch nicht unterbrochen worden.

Nun hatte er Urlaub bis zum Ende seines Lebens. Wie alt mochte er werden, er stand im vierundsiebzigsten Lebensjahr — zehn Jahre konnte er gut und gern dauern, seine Organe waren, wie er wußte, alle gesund. Zehn Jahre — ein Tag wie der andere, er allein in seiner Einsamkeit. Eine Formwoge stieg in ihm auf gegen die, die seinen Abschied veranlaßt hatten aus irgend einer Verrechnung, die er nicht anerkennen konnte. Er hätte etwas tun mögen, etwas Unerbörtes, Schreckliches, von dem er sich keine festen Vorstellungen machen konnte. Er redete seinen rechten Arm zu heftigen großen Gesten empor, blanke Schweißperlen tropften auf seiner Stirn. Oh, er würde es ihnen zeigen, dem Bürgermeister, dem Rat, der ganzen Sippe, umsonst sollten die geheimen laufenden Angelegenheiten der Stadt nicht durch seine Hände gelangen sein. Ein Jude ging durch die hageren Gestalt des alten Mannes, so erlöst er bei diesem Gedanken. Ihn war, als hätte er sein ganzes ererbtes Leben auslöschen wollen. Er fühlte sich plötzlich sehr elend, ein Bedürfnis nach Ausruhen überkam ihn. Seine Wohnung, die er seit Jahrzehnten im zweiten Stockwerk eines alten Hauses innehatte, war nicht fern. Die

Hausmeisterin, ein bejahrtes Weiblein, eng mit dem alten Hause verwachsen, versorgte ihn recht und sachlich. Herr Archibald Mertel entbehrte nichts. Wenn er das Bedürfnis nach Unterhaltung verspürte, las er; neben städtischen Schriften, in die er sich immer wieder vertiefen konnte, bevorzugte er selbstsametweise Geschichten romantischen Inhalts, je trauriger, desto besser. Außerdem besah er eine Handschriftenammlung, die ihn unterhielt, weniger durch den Inhalt als durch die Verschiedenheit und Eigenart der Schriftzüge. Er kaufte gelegentlich Naturalien, die er mit Genuß fortsetzte. Mancher Schatz war durch Zufall in seine Hände geraten, den er dem eigentlichen Wert nach durchaus nicht zu würdigen wußte. Sonst hatte ihm seine Sammlung stets angenehme Zerstreuung bereitet, heute versagte auch dieses Mittel, den einen bohrenden Gedanken zu vertreiben. Im Gegenteil, die Menge der beschriebenen Papiere und Pergamentstücken stößten ihm eine Art Grauen ein.

Auf seinem alten Ledersofa sank er endlich in einen Halbschlaf, der ihm aber nur geringe Erquickung brachte. Er hatte wahrhaftig geträumt, allerlei tonförmige, wirres Zeug, eine Erinnerung aus Schuttag: unermüdblich sah er sich selbst einen ungeheuren Stein über eine staubige Landstraße wälzen.

Hatte er denn anderes getan sein ganzes Leben? Er versiel in dumpfe Grübeleien über seinen Zustand, wo er auch immer seine Hand ausstrecken würde, sie blieb leer — leer. Er zermarterte seinen Kopf um einen Anknüpfungspunkt mit dem Dasein, er fand keinen. Eine dumpfe Ahnung der Torheit seiner Lebensführung stieg in ihm auf. Eroll ohne Beirathung einer wehmütigen Empfindung erfüllte ihn völlig. Der Gedanke, den er vor ein paar Stunden erschrocken zurückgewiesen, tauchte wieder auf, nein, nein — aber geschehen mußte etwas, die Tatenlosigkeit quälte ihn namenlos. Sein Blick fiel wieder auf die Handschriften, die peinlich in blaue Altendekel geordnet in den Fächern eines großen Regals aufgeschloß lagen. In dieser Stimmung erschien ihm die Sammlung als der Gipfel der Lächerlichkeit in seinem Leben. Die Woge ohnmächtigen Jornes wolle wiederum hoch, mit Hahempfindung fürzte er sich auf die blauen Altendekel, rief die Blätter heraus, zerstreute sie in dem pedantisch geordneten Zimmer und schleifte ganze Pakete zum allerhöchsten Ofen. Die sollten brennen, die alten Pergamentreste, die weißen und vergilbten Bogen vergangener Jahrzehnte mit den verschiedensten, kunstvollen Buchstaben, mit denen er jetzt nichts mehr zu tun haben wollte, in Flammen sollten sie aufgehen, alles in Flammen. Von fast fanatischem Eifer zur Vernichtung seiner Schätze erfüllt, entging ihm das Bochen an der Eingangstür. Endlich brückte eine schüchtern Hand die Klinke herunter, und die Tür wurde zaghaft geöffnet. Ein junger Mensch schob sich langsam herein, der junge Schreiber mit dem goldfarbenen Haar, Willi Vamberger.

Herr Archibald Mertel, der vor dem Ofen hockte und zusammengeballtes Papier in die weite, dunkle Öffnung schob, blickte zur Tür, denn ein leiser Windzug hatte ihn getroffen, und gegen Zug war er sehr empfindlich. Empört sprang er auf, als er den Eindringling bemerkte. „Was wollen Sie hier — wer hat Ihnen erlaubt, einzutreten? Sie sehen doch, daß ich ausziehe!“ „Mein Klopfen überhörten Sie, und die Hausmeisterin sagte doch, Sie wären zu Hause.“ „Was haben Sie bei mir zu tun, wie kommen Sie dazu, mich aufzusuchen? Gehen Sie!“

Der Jüngling schien keinen anderen Empfang erwartet zu haben, er blieb mutig stehen. „Ich wollte Ihnen so gern etwas Freundliches erweisen und weiß doch nicht wie.“

„Sie mir? Wie kommen Sie dazu, gerade Sie?“ „Ich dachte, da geht einer hin und hat sein Leben verloren — wie muß er leiden!“

Der alte Vorkand, der vollkommen seine Haltung wiedererwinnen hatte, sah mit wachsender Bewunderung auf den jungen Menschen. „Woher wissen Sie das?“ „Das fühlt man im Innern, ich sehe es den Traurigen an, wenn sie traurig sind, auch wenn sie ihr Alltagsgeschick machen.“

„Da muß man sich ja vor Ihnen in acht nehmen.“ „Es war Freundlichkeit im Ton, das Erscheinen des kleinen Schreibers gerade in diesem Augenblick war ihm merkwürdig bewegend.“

William Vamberger trat einen Schritt näher. „Darf ich Ihnen sagen, was ich noch gedacht habe?“ Herr Mertel nickte. „Ich habe gedacht, und nicht heute zum erstenmal, es gibt so viele Menschen, die die Welt gar nicht kennen. Haben Sie wohl gesehen, wie der Vorkand in diesem Frühling gebüht hat? Es war eine Pracht, in den Anlagen und Gärten die weißen und

violetten Dolden an den schwarzen, zierlichen Eisengittern und über alten Mauern zu sehen. Man muß einmal richtig miterleben, wie der Frühling kommt. Jeder Tag etwas Neues und alles der Ordnung gemäß wie in der Schreibstube, bloß lustiger. Man kann so viel Freude mit nach Hause tragen, und die blüht dann weiter. Ich glaube, man kann nie ganz allein sein, wenn man die Natur recht herzlich liebt.“

„Da muß man wohl früh anfangen — ein jedes Ding will gelernt sein.“

„Wer Augen und Herz offen halten will, der sieht auch.“ Der alte, verkümmerte Mensch hörte die junge Weisheit, und etwas Merkwürdiges regte sich in ihm, als ob eine Quelle aus verschütteten Tiefen das Licht suchte.

„Warum wurden Sie Schreiber, Vamberger?“ „Es ist kein Geld da. Anfangs war ich wohl traurig, daß alle Hoffnungen zu Ende sein sollten. Nun aber habe ich gedacht, daß man sich innerlich doch entwickeln kann auch in der Enge. Und dann lese ich viel. Ich habe Kieblinge. Jean Paul, oh, den sollten Sie kennen lernen, er würde Ihnen gewiß auch gefallen.“

„Jean Paul?“ „Wenn Sie erlauben, bringe ich Ihnen einmal einen Band. Wenn ich wiederkommen darf, zudringlich möchte ich nicht sein.“

„Was wollen Sie bei mir altem, erlebtem Manne?“ „Oh, das dürfen Sie nicht sagen. Das Allerbeste kann doch jetzt erst kommen. Daran muß man jeden Tag denken.“

„Das Allerbeste kann doch jetzt erst kommen“, sagte der Alte leise nach. „Gehen Sie jetzt, ich möchte allein sein. Sie haben mir wohl getan, und wenn Sie mögen, dann kommen Sie wieder.“

Als sich der Jüngling zur Tür wandte, rief ihm der Alte noch einmal an, und seltsam, der Ton klang schon wieder ein wenig nach Bureauvorkand. „Vamberger, ich habe Sie gekränkt, vor einigen Wochen, als Sie das Kanzleipapier betreten; es war nicht so schlimm gemeint, aber Sie müssen doch einsehen, es geht nicht, denken Sie: städtisches Eigentum!“

William Vamberger lächelte, ein kleines, gutes Lächeln, das das junge Gesicht älter machte, wissender, gereift. „Ich habe es Ihnen nicht nachgetragen. Sie mußten ja so handeln.“

Dann ging er. Herr Archibald Mertel aber blieb in einer seltsamen Stimmung zurück. Da er nie in seinem Leben einen Menschen gebraucht hatte, wirkte es nur doppelt bewegend, daß sich jetzt ein freundliches Gemüt zu ihm wandte ohne Zwang, aus dem Antrieb eines guten Gefühls. Es gab auch für ihn etwas anderes als die Gewohnheit seines geliebten Alltags, etwas Fernes, Ungelantes. Wenn er noch versuchte, es auf seine alten Tage kennen zu lernen, vielleicht würde auch er das Gute und Schöne finden, sobald er die Augen wirklich öffnete.

Die Unordnung in seinem Zimmer beschämte ihn, er versuchte, so gut es ging, den früheren Zustand wieder herzustellen. Die alten Handschriften würden ihm nichts mehr tun können. Und bei diesem Gedanken überkam ihn ein Glücksempfinden, wie er es noch nie erlebt hatte. Und mit dieser Empfindung stellte sich das Bedürfnis ein, sich dankbar und freundlich zu erwipen. Wenn er dem Jüngling eine Uhr schenkte — ihm selbst war das einmal ein erstrebenswerter Besitz gewesen. Aber nein, das genigte nicht, ihm mußte einmal Gelegenheit gegeben werden, die Bahn frei zu machen. Und das sollte geschehen.

Herr Archibald Mertel setzte sich ohne Aufbruch an seinen Sekretär und versuchte über sein ererbtes und erprobtes Vermögen zugunsten des Schreibers William Vamberger. Das neue städtische Wasserwerk, für das er zuerst testiert hatte, würde auch ohne sein Geld gefördert und vollendet werden. Als er Testament und Begleitbrief fix und fertig mit der Adresse seines Rechtsanwalts vor sich sah, hatte er zum ersten Male in seinem Leben eine Ahnung von der Freude, die in der Sorge für einen anderen Menschen liegt.

Ein leises, schüchternes Hoffen auf ein bishigen rote, warme Abendsonne in seinen alten Tagen geleitete ihn, als er sich zum Schlummer legte. Er glaubte, und der Glaube war ein Glück, das ihm diese Stunde zur reichen in seinem Leben machte. Ihm blieb die Enttäuschung erspart, wie trügerisch der Glaube ist, am Ausgange eines Lebens eine neue Auffassung der Dinge gewinnen zu können.

Er sollte aus dem Schlafe, der sich nach den bewegenden, aufrührenden Erlebnissen des Tages so erquickend auf seine Lider senkte, nicht wieder erwachen. Ein Schlaganfall hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Still und kamplos war er hinübergegangen. Aber auf seinen Jüngen lag ein Ausbruch, wie ihn der Lebende nie befehlen: ein Schimmer von dem Glück seiner Stunde.

Der letzte Trachenberg.

Von Käthe Lubowitz.

Der Verbsturm pfliff und tobte heute wie seit Jahren nicht mehr. Tropdem schloß der alte Baron Trachenberg die Fenster seines Arbeitszimmers nicht. Die Schöße seiner losen, grünlichen Joppe wurden hin und her geschwenkt. Durch sein langes, weißes Haupthaar fuhr der starke Luftzug. . .

Er aber schien das alles nicht zu merken. Ruhig, jeden einzelnen Schein zwischen Daumen und Zeigefinger hin und her schiebend, zählte er umständlich die Hunderte, die ihm jeden der Verwalter für die letzte Spiritusendung abgeliefert hatte. „5672 Mark! — Es stimmt, Breitler.“

Der Mann an der Tür tat einen halben Schritt ins Zimmer hinein. „Noch eine Frage, Herr Baron.“ „Fragen Sie schnell. — Ich erwarte nämlich in einer eiligen Angelegenheit meinen Enkel.“

Der Verwalter seufzte heimlich. Diese eiligen Sachen kannte er zur Genüge! „Es kosteten allemal die besten jungen Milchstube aus dem Stall oder die stärksten Eichen. Denn der junge Herr Leutnant Weddo war ein gar lustiger Herr, dem das Geld entglitt, sobald es in seine Hand kam. . . Aber auch ein schöner und lieber Herr! Mit Augen wie die liebe Sonne und mit einem Herzen wie Gold. Nur zu viel Feuer — viel zu viel Feuer.“

Der Mann an der Tür drängte jetzt die Gedanken gewaltsam zurück und sagte hastig: „Ich traue dem Jungviehstall nicht länger, Herr Baron. Der Sturm hat das Dach in dieser Nacht abgedeckt, und die Stützen helfen auch nicht mehr viel. . . Was soll man tun?“

„Der Mann an der Tür drängt jetzt die Gedanken gewaltsam zurück und sagte hastig: „Ich traue dem Jungviehstall nicht länger, Herr Baron. Der Sturm hat das Dach in dieser Nacht abgedeckt, und die Stützen helfen auch nicht mehr viel. . . Was soll man tun?“

„Der Mann an der Tür drängt jetzt die Gedanken gewaltsam zurück und sagte hastig: „Ich traue dem Jungviehstall nicht länger, Herr Baron. Der Sturm hat das Dach in dieser Nacht abgedeckt, und die Stützen helfen auch nicht mehr viel. . . Was soll man tun?“

„Der Mann an der Tür drängt jetzt die Gedanken gewaltsam zurück und sagte hastig: „Ich traue dem Jungviehstall nicht länger, Herr Baron. Der Sturm hat das Dach in dieser Nacht abgedeckt, und die Stützen helfen auch nicht mehr viel. . . Was soll man tun?“

„Der Mann an der Tür drängt jetzt die Gedanken gewaltsam zurück und sagte hastig: „Ich traue dem Jungviehstall nicht länger, Herr Baron. Der Sturm hat das Dach in dieser Nacht abgedeckt, und die Stützen helfen auch nicht mehr viel. . . Was soll man tun?“

„Der Mann an der Tür drängt jetzt die Gedanken gewaltsam zurück und sagte hastig: „Ich traue dem Jungviehstall nicht länger, Herr Baron. Der Sturm hat das Dach in dieser Nacht abgedeckt, und die Stützen helfen auch nicht mehr viel. . . Was soll man tun?“

„Der Mann an der Tür drängt jetzt die Gedanken gewaltsam zurück und sagte hastig: „Ich traue dem Jungviehstall nicht länger, Herr Baron. Der Sturm hat das Dach in dieser Nacht abgedeckt, und die Stützen helfen auch nicht mehr viel. . . Was soll man tun?“

„Der Mann an der Tür drängt jetzt die Gedanken gewaltsam zurück und sagte hastig: „Ich traue dem Jungviehstall nicht länger, Herr Baron. Der Sturm hat das Dach in dieser Nacht abgedeckt, und die Stützen helfen auch nicht mehr viel. . . Was soll man tun?“

„Der Mann an der Tür drängt jetzt die Gedanken gewaltsam zurück und sagte hastig: „Ich traue dem Jungviehstall nicht länger, Herr Baron. Der Sturm hat das Dach in dieser Nacht abgedeckt, und die Stützen helfen auch nicht mehr viel. . . Was soll man tun?“

„Der Mann an der Tür drängt jetzt die Gedanken gewaltsam zurück und sagte hastig: „Ich traue dem Jungviehstall nicht länger, Herr Baron. Der Sturm hat das Dach in dieser Nacht abgedeckt, und die Stützen helfen auch nicht mehr viel. . . Was soll man tun?“

„Der Mann an der Tür drängt jetzt die Gedanken gewaltsam zurück und sagte hastig: „Ich traue dem Jungviehstall nicht länger, Herr Baron. Der Sturm hat das Dach in dieser Nacht abgedeckt, und die Stützen helfen auch nicht mehr viel. . . Was soll man tun?“

„Der Mann an der Tür drängt jetzt die Gedanken gewaltsam zurück und sagte hastig: „Ich traue dem Jungviehstall nicht länger, Herr Baron. Der Sturm hat das Dach in dieser Nacht abgedeckt, und die Stützen helfen auch nicht mehr viel. . . Was soll man tun?“

„Der Mann an der Tür drängt jetzt die Gedanken gewaltsam zurück und sagte hastig: „Ich traue dem Jungviehstall nicht länger, Herr Baron. Der Sturm hat das Dach in dieser Nacht abgedeckt, und die Stützen helfen auch nicht mehr viel. . . Was soll man tun?“

„Der Mann an der Tür drängt jetzt die Gedanken gewaltsam zurück und sagte hastig: „Ich traue dem Jungviehstall nicht länger, Herr Baron. Der Sturm hat das Dach in dieser Nacht abgedeckt, und die Stützen helfen auch nicht mehr viel. . . Was soll man tun?“

Und er sagte tonlos und heiser: „Gib dir keine Mühe. . . ich kann dir kein Geld geben, keinen Pfennig.“

Den schlanken, geschmeidigen Körper schüttelte es wie ein Krampf. „Ich brauche kein Geld mehr, Großvater.“

„Um so besser.“ . . . „Kann ich ein wenig schlafen, Großvater? Ich bin die ganze Nacht umgeritten. Der Gaul ist kaputt.“

„Ja, schlaf nur, und nachher. . . wollen wir zusammen reden.“ „Das wollen wir, Großvater!“

„Das dies ein Gespräch werde, welches über Leben und Tod entschied, ahnten sie in diesem Augenblick beide nicht.“

Aber sogleich, nachdem die ersten Worte gefallen waren, fühlten sie es. . . Eine Stunde später war's! Der alte Trachenberg rief den Enkel aus dem totendähnlichen Schlaf — stieß ihn vor sich her — schleifte ihn mit schier übermenschlicher Kraft aus Fenster und schrie ihm entgegen: „Warum brauchst du plötzlich kein Geld mehr? — Warum nicht?“

„Ich kann noch nicht darüber sprechen, Großvater.“

„Aber ich kann es tun! Als ich hereinkam — hastest du dich nämlich schon — selbst versehen.“

„Meine 5672 Mark, die auf dem Schreibtisch liegen blieben, als das Unglück draußen geschah, sind verschwunden. — Du warst im Zimmer. — Du allein! Alle anderen waren neben mir. . . Und wenn auch nicht, Ihnen traue ich.“

Weddo von Trachenberg war leichenblau geworden. „Was sagst du da. . . Großvater?“

„Dah — du — ein Dieb — bist!“

„Großvater!“

„Ein Schurke!“

„Du — du!“

„Ruhe! — Es liegt alles zu sonnenklar auf der Hand. — Sieh einmal her, was ich hier für dich habe. Ich spreche jetzt zu dem letzten Trachenberg, außer mir — nicht zu meinem Enkel! Diese Pistole bringe ich dir. — Hast du nicht geflohen — wird sie dir — nichts schaden!“

Der alte Trachenberg sah diese Nacht in seinem Stuhl. Er hielt die Augen geschlossen, aber er schlief nicht. Er hörte deutlich, wie der Krumpfwagen den. . . Dieb fortbrachte. . . er hörte auch, lange nach Mitternacht, jenes leise, surrende Geräusch, das vielleicht von einer Fledermaus, die der Sturm hereingetrieben hatte, herdröhren mochte. . .

Schwerfällig erhob er sich und entzündete die dicke, bereitstehende Kerze. . . Eine Fledermaus war das nun gerade nicht! —

Ein heftiger Luftzug trieb etwas vor sich her über den Fußboden ihm entgegen. . .

Es waren die Scheine, die der Enkel geflohen haben sollte. Auch nicht einer fehlte. Der Sturm hatte sie von dem Arbeitstisch herab in einen Winkel gewegt. . . Nun, da es Nacht und stiller ward, kamen sie hervorgetrocknet. . . Der alte Johann mußte aus dem tiefsten Schlaf heraus, die jungen, weißen Goldstücke einspannen. Im Galopp ging es nach der kleinen Garaison, in der Weddo von Trachenberg bei den Hufaren stand. Der Großvater fand aber keinen Einlaß. Der Bursche mochte sich wohl Erlaubnis für einen langen Ausgucken erheben haben. — Aber der Herr hätte doch eigentlich hören müssen! Es half nichts. . . ein Schloffer mußte Rat schaffen. Er schloß nach all' diesen Aufregungen tief, dachte der alte Trachenberg mit einem Lächeln, das frei von aller Angst war, und fügte in Gedanken weiter hinzu: „Nun. . . nun. . . er war ja auch todmüde. . . Ja, er schlief sehr tief, der junge Leutnant Weddo von Trachenberg!“

Er konnte nur noch durch den Brief, den neben seinem starren, längst erstarrten Körper lag, zu dem Großvater sprechen: „Ich schwöre, daß ich unschuldig bin.“

Die lautere Wahrheit ist: Ich brauche das Geld nicht mehr, weil ein anderer — Reicher — es für die, welche ich über alles geliebt, gezahlt hat und ich. . . abgetan bin! Leben aber darf ich trotzdem nicht weiter. . . da du glauben konntest. . . doch ich. . .

Es war still an dieser Stätte des Todes. — Nur der Herbststurm heulte und jammerte unaufhörlich, daß diesem jungen, blühenden Menschen die starren Trachenberg'schen Lehren gar so tief geflohen hätten. . .

— Splitter. Zwei Frauen machten einen Wochenmarkt, drei einen Jahrmarkt.